



7. Auflage

Krell • Lamnek

Qualitative Sozialforschung



Online-Material

BELTZ



Dr. Claudia Krell ist Leiterin der Stabsstelle Diversity und Gleichstellung an der Universität Passau. Ihre wissenschaftlichen Arbeitsschwerpunkte sind Geschlechterforschung, Alter(n)s-, Sexualitäts- und Familiensoziologie, Soziologie abweichenden Verhaltens und sozialer Probleme sowie qualitative Methoden.



Prof. Dr. Siegfried Lamnek war Lehrstuhlinhaber für Soziologie an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt und ist inzwischen emeritiert.

Dr. Claudia Krell
Universität Passau

Prof. em. Dr. Siegfried Lamnek
München

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme. Die Verlagsgruppe Beltz behält sich die Nutzung ihrer Inhalte für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.



Dieses Buch ist erhältlich als:
ISBN 978-3-621-28937-5 Print
ISBN 978-3-621-28938-2 E-Book (PDF)

7. Auflage 2024

© 2024 Programm PVU Psychologie Verlags Union
in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel
Werderstraße 10, 69469 Weinheim
Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Franziska Rohde, Andrea Glomb
Umschlagbild: OsakaWayne Studios (getty images)
Herstellung: Victoria Larson
Satz: WMTP Wendt-Media Text-Processing GmbH
Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza
Beltz Grafische Betriebe ist ein klimaneutrales Unternehmen (ID 15985-2104-100).
Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor:innen und Titeln finden Sie unter: www.beltz.de

Inhaltsübersicht

Vorwort zur 7. Auflage	13
1 Einführung	14
2 Erste Charakterisierung der qualitativen Sozialforschung	16
3 Grundlagen qualitativer Sozialforschung	47
4 Methodologie qualitativer Sozialforschung	92
5 Chancen und methodologische Probleme der Triangulation	259
6 Methodologischer Rück- und methodischer Ausblick	281
7 Einzelfallstudie	286
8 Qualitatives Interview	315
9 Gruppendiskussion	389
10 Inhaltsanalyse	453
11 Teilnehmende Beobachtung	520
12 Qualitatives Experiment	612
13 Biografische Methode	624
14 Spezifische Populationen und ihre Besonderheiten	676
Anhang	
Glossar	698
Literatur	733
Hinweise zu den Online-Materialien	773
Sachwortverzeichnis	774

Inhalt

Vorwort zur 7. Auflage	13
1 Einführung	14
2 Erste Charakterisierung der qualitativen Sozialforschung	16
2.1 Kritikpunkte an der traditionellen quantitativen Sozialforschung	22
2.2 Zentrale Prinzipien qualitativer Sozialforschung	35
2.2.1 Offenheit	35
2.2.2 Forschung als Kommunikation	36
2.2.3 Prozesscharakter von Forschung und Gegenstand	37
2.2.4 Reflexivität von Gegenstand und Analyse	38
2.2.5 Explikation	39
2.2.6 Flexibilität	39
2.3 Feld qualitativer Sozialforschung	41
2.3.1 Chronologie qualitativer Sozialforschung	41
2.3.2 Forschungsperspektiven qualitativer Sozialforschung	43
3 Grundlagen qualitativer Sozialforschung	47
3.1 Soziologisch-theoretische Voraussetzungen	48
3.1.1 Interpretatives Paradigma	49
3.1.2 Natural Sociology und Natural History	50
3.1.3 Symbolischer Interaktionismus	51
3.1.4 Ethnomethodologie	56
3.2 Wissenschaftstheoretische Basis	60
3.2.1 Phänomenologie	61
3.2.2 Hermeneutik	70
3.2.3 Sozialwissenschaft als Textwissenschaft	87
4 Methodologie qualitativer Sozialforschung	92
4.1 Theorien und Hypothesen	94
4.1.1 Qualitative Forschung als Exploration	98
4.1.2 Qualitative Sozialforschung bei Barton und Lazarsfeld	101
4.1.3 Datenbasierte Theorie (Grounded Theory) bei Glaser und Strauss	107
4.1.4 Theorien und Hypothesen in qualitativer und quantitativer Sozialforschung	122
4.2 Begriffsbildung	123
4.3 Operationalisierung	132
4.4 Gütekriterien	143
4.4.1 Gültigkeit	149
4.4.2 Zuverlässigkeit	166

4.4.3	Objektivität	171
4.4.4	Repräsentativität und Generalisierbarkeit	178
4.5	Populationswahl	183
4.6	Datenerhebung	189
4.7	Auswertung und Analyse	193
4.7.1	Explikation	198
4.7.2	Inhaltsanalytische Auswertung	201
4.7.3	Objektive Hermeneutik	203
4.7.4	Sozialwissenschaftliche Hermeneutik	211
4.7.5	Empirisch begründete Typenbildung	220
4.8	Methodologische Implikationen quantitativer und qualitativer Sozialforschung	230
4.8.1	Erklären vs. Verstehen	231
4.8.2	Nomothetisch vs. idiografisch	233
4.8.3	Theorieprüfend vs. theorieentwickelnd	235
4.8.4	Deduktiv vs. induktiv	237
4.8.5	Objektiv vs. subjektiv	239
4.8.6	Ätiologisch vs. interpretativ	242
4.8.7	Ahistorisch vs. historisierend	243
4.8.8	Geschlossen vs. offen	243
4.8.9	Prädetermination der Forschenden vs. Relevanzsysteme der Betroffenen	245
4.8.10	Distanz vs. Identifikation	246
4.8.11	Statisch vs. dynamisch-prozessual	247
4.8.12	Starr vs. flexibel	248
4.8.13	Partikularistisch vs. holistisch	249
4.8.14	Zufallsstichprobe vs. Theoretical Sampling	250
4.8.15	Datenferne vs. Datennähe	251
4.8.16	Unterschiede vs. Gemeinsamkeiten	252
4.8.17	Reduktive vs. explikative Datenanalyse	253
4.8.18	Hohes vs. niedriges Messniveau	254
4.8.19	Schematischer Vergleich quantitativer und qualitativer Sozialforschung	255
5	Chancen und methodologische Probleme der Triangulation	259
5.1	Definitionselemente	262
5.2	Absichten und Chancen	264
5.3	Methodologische Probleme	271
5.4	Methodologische Konsequenzen	277
6	Methodologischer Rück- und methodischer Ausblick	281
7	Einzelfallstudie	286
7.1	Definitiorische Überlegungen	287
7.2	Fallstudie in der quantitativen Forschungslogik	290
7.2.1	Fallstudien als Exploration	292
7.2.2	Fallstudien zur Hypothesenentwicklung	294

7.2.3	Fallstudien zur Operationalisierung	295
7.2.4	Fallstudien zur Plausibilisierung und Illustration quantitativer Ergebnisse	296
7.2.5	Fallstudien zur Ermittlung der Praktikabilität	297
7.3	Einzelfallstudie im qualitativen Paradigma	298
7.4	Typologie von Einzelfallstudien	307
7.4.1	Einzelpersonen und Binnenstruktur	308
7.4.2	Außenkontakte einer Einzelperson	310
7.4.3	Binnenstruktur sozialer Aggregate	311
7.4.4	Außenkontakte eines sozialen Aggregats	312
8	Qualitatives Interview	315
8.1	Quantitative und qualitative Interviews im Vergleich	316
8.1.1	Intention von Befragungen	318
8.1.2	Standardisierung von Befragungen	320
8.1.3	Struktur der Befragten	326
8.1.4	Form der Kommunikation	327
8.1.5	Kommunikationsstil	327
8.1.6	Art der Fragen	328
8.1.7	Kommunikationsmedium	329
8.2	Methodologische Aspekte des qualitativen Interviews	334
8.3	Methodisch-technische Aspekte des qualitativen Interviews	339
8.4	Formen des qualitativen Interviews	343
8.4.1	Narratives Interview	344
8.4.2	Episodisches Interview	348
8.4.3	Problemzentriertes Interview	350
8.4.4	Fokussiertes Interview	354
8.4.5	Tiefen- oder Intensivinterview	357
8.4.6	Rezeptives Interview	358
8.4.7	Vergleich der Interviewformen	366
8.5	Auswahl der zu Befragenden	368
8.6	Datengewinnung	370
8.6.1	Datenerhebung und -erfassung	371
8.6.2	Audiovisuell unterstützte Datenaufzeichnung	376
8.7	Interviewsituation	378
8.8	Auswertung und Analyse qualitativer Interviews	384
9	Gruppendiskussion	389
9.1	Definition der Gruppendiskussion	393
9.2	Abgrenzung zu anderen Verfahren	397
9.2.1	Abgrenzung vom quantitativen Experiment	397
9.2.2	Gruppendiskussion und Einzelinterview	399
9.3	Konzeptionen der Gruppendiskussion	402
9.3.1	Nicht-öffentliche Meinung als Erkenntnisziel	403
9.3.2	Informelle Gruppenmeinung	404
9.3.3	Situationskomponente in der Gruppenmeinung	405

9.3.4	Ermittlung kollektiver Orientierungsmuster	406
9.4	Technische Grundlagen der Gruppendiskussion	411
9.4.1	Auswahl und Anzahl der Teilnehmenden	411
9.4.2	Moderation und Diskussionsverlauf	416
9.4.3	Auswertung der Protokolle	427
9.5	Online-Gruppendiskussion	436
9.5.1	Grundlagen der Online-Gruppendiskussion	438
9.5.2	Planung von Online-Gruppendiskussionen	438
9.5.3	Durchführung von Online-Gruppendiskussionen	440
9.5.4	Auswertung von Online-Gruppendiskussionen	443
9.5.5	Vor- und Nachteile der Online-Gruppendiskussion	443
9.6	Vor- und Nachteile der Gruppendiskussion	447
9.7	Gruppendiskussion in der Methodentriangulation	449
10	Inhaltsanalyse	453
10.1	Allgemeines zur Inhaltsanalyse	455
10.1.1	Formen alltagsweltlicher Inhaltsanalyse	456
10.1.2	Wissenschaftliche Inhaltsanalyse	457
10.1.3	Inhaltsanalyse in den wissenschaftlichen Disziplinen	460
10.1.4	Gegenstände der Inhaltsanalyse	465
10.2	Quantitative Inhaltsanalyse	470
10.2.1	Inhaltsanalyse im quantitativen Forschungsprozess	470
10.2.2	Quantitative inhaltsanalytische Techniken	477
10.3	Qualitative Inhaltsanalyse	481
10.3.1	Aspekte qualitativer Forschung	482
10.3.2	Inhaltsanalyse im qualitativen Forschungsprozess	486
10.3.3	Qualitative inhaltsanalytische Techniken	489
10.3.4	Sekundäranalyse qualitativer Daten	515
11	Teilnehmende Beobachtung	520
11.1	Gegenstand der Beobachtung	525
11.1.1	Lokale Begrenzungen	525
11.1.2	Zeitliche Begrenzungen	526
11.1.3	Restriktionen durch den Gegenstand	527
11.2	Formen der Beobachtung	528
11.2.1	Naive und wissenschaftliche Beobachtung	531
11.2.2	Strukturierte und unstrukturierte Beobachtung	532
11.2.3	Offene und verdeckte Beobachtung	533
11.2.4	Teilnehmende und nicht teilnehmende Beobachtung	533
11.2.5	Aktiv und passiv teilnehmende Beobachtende	534
11.2.6	Direkte und indirekte Beobachtung	535
11.2.7	Feld- und Laborbeobachtung	535
11.3	Teilnehmende Beobachtung aus qualitativer Sicht	537
11.3.1	Methodologische Bedingungen qualitativ-teilnehmender Beobachtung	542
11.3.2	Rolle der Beobachtenden	546

11.3.3	Beobachtungsfeld	553
11.3.4	Beobachtungseinheiten	556
11.3.5	Verhalten im Feld	559
11.3.6	Beobachtungsschema	567
11.3.7	Feldzugang	567
11.3.8	Offene oder verdeckte Beobachtung	576
11.3.9	Aufzeichnung der Beobachtungsdaten	579
11.4	Auswertung	586
11.5	Spezielle Methoden teilnehmender Beobachtung im Vergleich	587
11.5.1	Kontrollierte, standardisierte teilnehmende Beobachtung	587
11.5.2	Systematische, unstandardisierte Teilnahme und Beobachtung	589
11.5.3	Qualitative, unstrukturierte teilnehmende Beobachtung	593
11.6	Ethnografie	595
11.7	Partizipative Forschung	600
11.8	Dilemma von Identifikation und Distanz	604
12	Qualitatives Experiment	612
12.1	Ausgangspunkt und Definition	612
12.2	Methodologie des qualitativen Experiments	614
12.3	Techniken des qualitativen Experiments	617
12.4	Stellenwert des qualitativen Experiments	620
13	Biografische Methode	624
13.1	Geschichte der biografischen Methode	625
13.1.1	Ausgangslage zu Beginn des 20. Jahrhunderts	625
13.1.2	The Polish Peasant in Europe and America	626
13.1.3	Chicagoer Schule	630
13.1.4	Social Science Research Council	631
13.1.5	The Jack-Roller	632
13.1.6	Neuere Entwicklungstendenzen	633
13.2	Begriffliche Gegenstandsbestimmung	635
13.2.1	Lebensgeschichten im Alltag	641
13.2.2	Literarische und semi-wissenschaftliche Studien	643
13.2.3	Sozialwissenschaftliche Biografieforschung	648
13.2.4	Konstruktion von Typen und komparative Kasuistik	649
13.3	Biografische Forschung als Einzelfallapproach	657
13.3.1	Biografieforschung als Ausformung des Einzelfallapproachs	657
13.3.2	Biografieforschung als Kombination qualitativer Erhebungsmethoden	658
13.4	Auswertung biografischen Materials	661
13.4.1	Strukturelle Beschreibung nach Hermanns	663
13.4.2	Strukturelle Sinnrekonstruktion nach Bude	669

14	Spezifische Populationen und ihre Besonderheiten	676
14.1	Kinder und Jugendliche	677
14.2	Ältere und alte Menschen	681
14.3	Minderheiten	683
14.4	Fremdsprachen in der qualitativen Sozialforschung	686
14.5	Qualitative Sozialforschung mit Expert:innen	691
14.6	Gemeinsamkeiten des Einsatzes qualitativer Methoden bei unterschiedlichen Populationen	695
	Anhang	
	Glossar	698
	Literatur	733
	Hinweise zu den Online-Materialien	773
	Sachwortverzeichnis	774

Vorwort zur 7. Auflage

In der ersten Auflage dieses Buchs (1988) wurde noch eher schüchtern-selbstkritisch angemerkt: »Ein Lehrbuch zu Methodologie und Methoden qualitativer Sozialforschung zu schreiben, ist ein schwieriges und problematisches Unterfangen«. Anfängliche Bedenken sind der Überzeugung gewichen, dass auch qualitative Forschung (in Grenzen) kanonisiert aufbereitet, dargestellt und erlernt werden kann. Es darf jedoch nicht unterschlagen werden, dass ein – nicht zu unterschätzendes – Problem bleibt: Aus didaktischen Gründen wird eine gewisse Homogenität (insbesondere im methodologischen Teil) qualitativer Forschung unterstellt, die realiter nicht in dieser suggerierten Einheitlichkeit auftritt. Auch werden bei Gegenüberstellungen ideal-, vielleicht sogar extremtypische Aussagen gewählt, um die Differenzen prägnant erscheinen zu lassen. Dabei handelt es sich natürlich um Überzeichnungen, die allerdings im Sinne eines leichteren Nachvollzugs und besseren Verständnisses für hilfreich und legitim gehalten werden.

Die vorliegende 7. Auflage wurde erneut durchgesehen, korrigiert und ergänzt. Ziel war es, am Bewährten festzuhalten und gleichzeitig neuere Entwicklungen, besonders vor dem Hintergrund der Digitalisierung, einfließen zu lassen, ohne den Gesamtumfang des Werkes übermäßig auszudehnen – in Anbetracht der weiter zunehmenden Ausdifferenzierung und Dynamik im Bereich der qualitativen Sozialforschung ein schwieriges Unterfangen, das nicht nur das vorliegende, seit mittlerweile über 35 Jahren fortgeführte Werk betrifft. Ergänzungen finden sich insbesondere in den Kapiteln zur Triangulation sowie zu virtuellen Formen von qualitativen Interviews und Gruppendiskussionen. An anderen Stellen erfolgen eher knappe Hinweise auf aktuelle Diskussionen. Eine weitere Neuerung betrifft das Bemühen um gendersensible und (hoffentlich) diskriminierungsfreie Sprache.

Zu danken ist all jenen Personen, die seit Beginn der Arbeiten an der Entstehung und Weiterentwicklung des Lehrbuchs beteiligt waren und die namentlich schon in den früheren Auflagen erwähnt wurden. Von Seiten des Verlags wurde die Neuauflage von Frau Andrea Glomb betreut. Allen ein herzliches Dankeschön!

München, im Sommer 2023

*Claudia Krell
Siegfried Lamnek*

1 Einführung

Aus einem Unbehagen an der unreflektierten Anwendung herkömmlicher Forschungsverfahren hat sich seit etwa 1970 eine neue Richtung empirischer Sozialforschung entwickelt, die mit dem Schlagwort qualitativ in Abhebung zu den sog. quantifizierenden Verfahren belegt wird. Kuchler fragte 1980 in einem Überblicksartikel noch, ob es sich bei der zunehmenden Verbreitung qualitativ orientierter Projekte und Forschungsansätze lediglich um einen Modetrend oder gar um einen Neuanfang handelt. Nur drei Jahre später wirft der gleiche Autor die Frage auf, ob die qualitativen Verfahren einen neuen Königsweg der Sozialforschung beschreiten (Kuchler, 1983). Und kein Jahrzehnt später konstatiert Mayring eine qualitative Wende und sieht darin »eine tiefgreifende Veränderung der Sozialwissenschaften in diesem Jahrhundert« (Mayring, 2003, S. 1). Die eher (ab)wertende Kennzeichnung der qualitativen Sozialforschung als Modetrend scheint offenbar relativ schnell unhaltbar geworden zu sein; »interpretative bzw. qualitative Zugänge haben sich auf breiter Basis etabliert« (Keller, 2014), sie sind »in einem erstaunlichen Umfang zum akzeptierten, anerkannten und integralen Bestandteil des wissenschaftlichen Methodenkanons geworden (...) (wenngleich auch ihr Ansehen keineswegs unumstritten ist)« (Knoblauch, 2013, Abs. 1). Der qualitativen Sozialforschung werden in jüngster Zeit beachtliche Erfolge (vor allem in institutioneller Hinsicht) und ihre Normalität bescheinigt, »auch wenn in der Mehrzahl der kulturwissenschaftlichen Fächer die qualitative Forschung immer noch mehr als Aschenputtel denn als Prinzessin behandelt wird« (Reichertz, 2007a, S. 195). Gleichwohl zeigen sich aber auch bereits wieder »erste Zeichen des Abschwungs« (Reichertz, 2009, Abs. 13). Mit dem vorliegenden Lehrbuch wird dieser Einstellungswandel – auch auf Seiten kritischer Beobachter:innen der neueren Forschungsrichtung – dokumentiert. Außerdem soll dem Bedeutungsgewinn qualitativer Sozialforschung in benachbarten sozialwissenschaftlichen Disziplinen wie der Pädagogik oder der Psychologie in Grundzügen Rechnung getragen werden (Garz & Kraimer, 1983; Jüttemann, 1985). Dieser Bedeutungsgewinn spiegelt sich auch in der wachsenden Ausdifferenzierung und Fülle von Lehr- und Handbüchern zu spezifischen Verfahren und Ansätzen der qualitativen Sozialforschung sowie zur qualitativen Forschung in verschiedenen Disziplinen und Forschungsbereichen wider (Mey & Mruck, 2010; Schweppe, 2003; Schittenhelm, 2012; Naderer & Balzer, 2011; Heinrich et al., 2021). Allerdings haben die Entwicklungen der letzten Jahre auch dazu geführt, dass das Feld der qualitativen Sozialforschung »so vielfältig und vielgestaltig« (Knoblauch, 2013, Abs. 3) ist, dass ein umfassender Überblick so gut wie unmöglich ist.

Struktur des Buches. Nach einer ersten Charakterisierung der qualitativen Sozialforschung werden die Kritik an der quantitativen Sozialforschung und dann die Prinzipien qualitativer Sozialforschung in ihren zentralen Aspekten dargestellt. Es folgt eine typologische Aufgliederung qualitativer Forschungsmethoden, anhand derer verschiedene

ausgewählte Ansätze kurz charakterisiert werden. In einer ausführlichen Grundlegung der qualitativen Sozialforschung in soziologisch-theoretischer und wissenschaftstheoretischer Orientierung werden der symbolische Interaktionismus als Anwendungsfall des interpretativen Paradigmas sowie die Phänomenologie und die Hermeneutik als zentrale Fundierungen qualitativer Sozialforschung herausgearbeitet. Die spezifischere Charakterisierung der Methodologie qualitativer Sozialforschung erfolgt über die Analyse ihrer Gütekriterien und den Vergleich mit anerkannten Ansätzen wie Validität, Reliabilität, Objektivität, Repräsentativität und Generalisierbarkeit. Der Behandlung von methodologischen Positionen der qualitativen Sozialforschung zu Theorien und Hypothesen, zu Datenerhebung, Datenauswertung und Datenanalyse folgt die vergleichende Gegenüberstellung von methodologischen Prinzipien und Konsequenzen qualitativer und quantitativer Forschung. Anschließend werden Überlegungen zum gegenseitigen Verhältnis von quantitativer und qualitativer Sozialforschung angestellt. Der methodologische Teil endet mit Überlegungen zu den Möglichkeiten, zwischen manchmal unvereinbar erscheinenden Positionen qualitativer und quantitativer Sozialforschung zu vermitteln. Um einen Überblick über das zur Verfügung stehende Instrumentarium zu geben, werden anschließend Einzelmethoden und -techniken der qualitativen Forschungsrichtung dargestellt. Aus der Vielzahl differenzierbarer und wichtiger Methoden qualitativer Sozialforschung werden behandelt:

- ▶ die Einzelfallstudie,
- ▶ das qualitative Interview,
- ▶ das Gruppendiskussionsverfahren,
- ▶ die Inhaltsanalyse,
- ▶ die teilnehmende Beobachtung,
- ▶ das qualitative Experiment und
- ▶ die Biografieforschung.

Abschließend werden unterschiedliche Populationen und ihre Besonderheiten erörtert, die beim Einsatz von Methoden qualitativer Sozialforschung in der Untersuchung von spezifischen Zielgruppen zu beachten sind. Für die Einführung zu weiteren Einzelmethoden, -techniken und Aspekte sei insbesondere auf neuere Handbücher (z. B. Bauer & Blasius, 2022) verwiesen. Ausgangspunkt, Ordnungskriterien und Gestaltungsprinzipien dieser Einführung sind primär methodologische Grundsätze, weil sich qualitative Sozialforschung vor allem als alternatives methodologisches Paradigma entwickelt und etabliert hat. Andere strukturierende Prinzipien (wissenschaftshistorische, gegenstandsorientierte etc.) wären denkbar, werden hier aber nicht verfolgt.

2 Erste Charakterisierung der qualitativen Sozialforschung

2.1 Kritikpunkte an der traditionellen quantitativen Sozialforschung

2.2 Zentrale Prinzipien qualitativer Sozialforschung

2.3 Feld qualitativer Sozialforschung

Mit dem Begriff der qualitativen Sozialforschung werden besonders von quantitativ Forschenden Vorstellungsinhalte assoziiert, die dem qualitativen Paradigma nicht gerecht werden. Qualitative Methoden werden auf die Messung von Qualitäten, d. h. nonmetrische Eigenschaften von Personen, Produkten und Diensten reduziert und »als qualitative Forschung werden jene Methoden charakterisiert, bei denen wenig Auskunftspersonen, keine Stichprobenverfahren und keine statistischen Analysen eingesetzt werden« (Vogel & Verhallen, 1983, S. 146). In einer negativ ausgrenzenden Definition von qualitativer Sozialforschung werden folgende Elemente herausgegriffen:

- ▶ Stichprobengröße: eine sehr kleine Zahl von Untersuchungspersonen
- ▶ Stichprobenwahl: keine echten Stichproben nach dem Zufallsprinzip
- ▶ Maße: keine quantitativen (metrischen) Variablen
- ▶ Auswertung: keine statistischen Analysen

Bei diesen Merkmalen handelt es sich eher um äußerliche Kennzeichen, die nicht einmal auf jedes qualitative Forschungsprojekt zutreffen müssen.

Stichprobengröße. Es gibt qualitative Untersuchungen, bei denen tatsächlich nur sehr wenige Fälle analysiert wurden – die Fallstudie ist hierfür ein Extremtypus –, doch werden auch Untersuchungen mit relativ großen Probandenzahlen realisiert, mit einem n zwischen 50 und 100. Für die meist geringen Fallzahlen sind oft extrainhaltliche Gründe, wie Kosten, Zeit, Ressourcen etc., verantwortlich. Eine prinzipielle und methodologische Ablehnung hoher Fallzahlen ist in der qualitativen Sozialforschung nur dann gegeben, wenn man dem einzelnen Forschungsobjekt, d. h. dem Subjekt, nicht mehr gerecht werden kann und die methodologischen Kriterien verletzt werden.

Stichprobenwahl. Weil die geringe Zahl von Untersuchungspersonen eine sinnvolle Stichprobenrealisierung ausschließt, werden in der Regel keine echten Zufallsstichproben gezogen. Der Wert von Zufallsstichproben wird von qualitativen Sozialforschenden jedoch nicht prinzipiell bestritten.

Maße. Es ist richtig, dass das Messniveau der Variablen in der qualitativen Methodologie nur eine untergeordnete Rolle spielt. Doch können und werden auch bei qualitativen Erhebungsmethoden (narratives Interview, Biografieforschung, Gruppendiskussion etc.) quantitative, metrische Variablen wie etwa Alter, Kinderzahl, Dauer der Arbeitslosigkeit

usw. festgestellt. Daher unterscheidet sich das Messniveau zwischen qualitativer und quantitativer Forschung nicht generell.

Auswertung. Ob statistische Analysen durchgeführt werden, ist zunächst auch wieder eine Frage der Fallzahl und keine der grundsätzlichen Einstellung gegenüber der Statistik. Statistische Maßzahlen stellen aus Sicht der qualitativen Sozialforschung eine Verkürzung konkreter Lebenssachverhalte dar, doch sind quantifizierende Aussagen nicht a priori ausgeschlossen. Dies gilt insbesondere dann, wenn es sich um sehr einfache Verfahren wie Prozentuierungen oder Typenbildungen handelt. Aus einem quantifizierenden Verständnis heraus werden hingegen die Daten nach ihrem Verständnis zum Zwecke des Informationsgewinns reduziert.

Mit der obigen Definition der qualitativen Methoden aus der Sicht der quantitativen Sozialforschung werden die qualitativen Forschungsmethoden mit ihrer strukturellen Verschiedenheit zu den quantitativen Methoden nicht ausreichend wiedergegeben. Diese Definitionselemente sind in der qualitativen Sozialforschung eher peripher und wurden aus einer grundsätzlichen Kritik der quantitativen Praxis abgeleitet.

Geschichtliche Entwicklung. Das Unbehagen gegenüber standardisierten Untersuchungsmethoden und ihre Konzeption vom sozialwissenschaftlichen Gegenstandsbereich (der sozialen Welt) kann in der Soziologie auf eine lange Geschichte zurückgreifen. »Qualitative und quantitative Methoden sind schon früh in der Geschichte der Sozialforschung, spätestens seit Mitte der 1920er Jahre, als zwei getrennte Traditionen wahrnehmbar. Seit dieser Zeit ist das Verhältnis zwischen ihnen spannungreich, von wechselseitiger Abgrenzung und Kritik gekennzeichnet« (Kelle, 2008, S. 13). In den Sozialwissenschaften verstärkte sich um 1980 ein Unbehagen gegenüber konventionellen Methoden und der dominierenden Stellung standardisierter Massenbefragungen (Küchler, 1980; Hoerning, 1980). Gegen die Verwendung sog. quantitativer Verfahren spricht, dass durch standardisierte Fragebogen, Beobachtungsschemata usw. das soziale Feld in seiner Vielfalt eingeschränkt, nur sehr ausschnittsweise erfasst und komplexe Strukturen zu sehr vereinfacht und zu reduziert dargestellt werden. »Zielt die konventionelle Methodologie darauf ab, zu Aussagen über Häufigkeiten, Lage-, Verteilungs- und Streuungsparameter zu gelangen, Maße für Sicherheit und Stärke von Zusammenhängen zu finden und theoretische Modelle zu überprüfen, so interessiert sich eine qualitative Methodologie primär für das ›Wie‹ dieser Zusammenhänge und deren innere Struktur vor allem aus der Sicht der jeweils Betroffenen« (Kiefl & Lamnek, 1984, S. 474). Insofern produziert die qualitativ orientierte Forschung deskriptive Daten über Individuen, die als Teile eines Ganzen und nicht als isolierte Variablen gesehen werden, wie dies oft im quantitativen Paradigma der Fall ist (Bogdan & Taylor, 1975). Die qualitative Richtung ist keine neue Entwicklung.

Methoden. Auf Seiten der Empirie ist auf jene Arbeiten zu verweisen, die Bonß in einer historisch-systematischen Untersuchung zur Geschichte der empirischen Sozialforschung der monografischen Linie zuordnet (Bonß, 1982; Kern, 1982). Oft erscheint der Rückgriff qualitativ orientierter Forschender auf traditionell verankerte Formen der Erhebung und Analyse nur als Wiederbelebung von in Vergessenheit geratenen Einzelmethoden. So haben z. B. die teilnehmende Beobachtung, die Biografieforschung

und das Gruppendiskussionsverfahren eine regelrechte Renaissance erfahren. Wenn gleich einzelne Methoden der qualitativen Sozialforschung und das Anliegen dieser Forschungsrichtung nicht als völlig neu bezeichnet werden können, so ist in der gegenwärtigen Situation dennoch Folgendes neu:

- ▶ Durch die Ausbreitung qualitativer Forschungsverfahren und die Zahl qualitativ orientierter Forschungsprojekte zeichnet sich eine Tendenz zur monografischen Linie ab.
- ▶ Die zunehmende Entwicklung der Methodendiskussion führt zu einem eigenständigen Paradigma, das über die kritische Auseinandersetzung mit den herkömmlichen quantitativen Methoden hinausgeht.
- ▶ Durch die Kritik der qualitativ Forschenden an den Verfahren einer tatsachenbezogenen Empirie wurde eine Grundlagendiskussion über die Prinzipien empirischer Sozialforschung und die unreflektierte Anwendung traditioneller Forschungsmethoden entfacht (Bonß, 1982).
- ▶ Durch den Einbezug in die Methodenausbildung und die Etablierung als eigene Sektion in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie wurde die qualitative Sozialforschung auf organisatorischer Ebene anerkannt. Dies bedeutet jedoch auch eine Institutionalisierung und Standardisierung, womit die Gefahr der Ablösung der Theorie von der Empirie und der Automatisierung von Interpretation einhergehen kann (Knoblauch, 2013).
- ▶ Innerhalb der qualitativen Sozialforschung findet eine Ausdifferenzierung von Ansätzen und Methoden statt, auch über verschiedene Disziplinen und auf globaler Ebene, die darin fußt, dass sich qualitative Methoden beständig weiterentwickeln (Knoblauch, 2013).
- ▶ Die zunehmende Mediatisierung und Digitalisierung des Alltags wirkt sich auf die Erhebung und Auswertung von Daten aus, vor allem auf eine verstärkte Nutzung von videobasierten Daten (Reichertz, 2017). Während der Corona-Pandemie in den Jahren 2020 bis 2022 waren aufgrund von Infektionsschutzmaßnahmen physische Kontakte als zentrales Mittel qualitativer Untersuchung phasenweise unmöglich, was zu einer vermehrten Auseinandersetzung mit und einem verstärkten Einsatz von digitalen und online-gestützten Methoden führte (Reichertz, 2021; Schiek et al., 2022). Die neuen Medien bringen es mit sich, dass kommunikative Phänomene auf der Mikro- und Nanoebene sicht-, fixier- und analysierbar werden und ihre Nutzung große Mengen von neuen Daten produziert (Reichertz, 2019).

Gegenwart. Auch zu Beginn des 21. Jahrhunderts ist die empirische Sozialforschung noch durch eine gewisse (hilfreiche) Verunsicherung der Vertreter:innen bis dahin etablierter Forschungsansätze, durch eine weitgehende Unübersichtlichkeit im Feld qualitativer Alternativvorschläge und oft durch gegenseitige Abschottungen, Verteufelungen oder einfach Missverständnisse geprägt. In der jüngeren Debatte wird die »Diversifizierung« (Flick, 2007b, S. 222) der Verfahren qualitativer Sozialforschung als »Zersplitterung« (Reichertz, 2007a, S. 196), »Sammelsurium« (Breuer, 2007, S. 213) oder gar »uferlose(s) Chaos« und »Tohuwabohu« (Jüttemann, 2007, S. 231 f.) bezeichnet. Strittig ist

dabei auch, ob sich in der »Vielfalt ohne Einheit« (Reichertz, 2007a, S. 197) ein gemeinsames »(wackeliges) Fundament« (Reichertz, 2007b, S. 279) erkennen lässt oder nicht und ob angesichts dieser Diagnose der Begriff der qualitativen Sozialforschung überhaupt noch zutreffend ist oder ob nicht vielmehr vom »Feld der qualitativen Methoden« (Reichertz, 2007a, S. 197), »qualitativ bzw. quantitativ ›orientierten‹ Methoden« (Mayring, 2007, S. 251) oder Ähnlichem gesprochen werden müsste (Reichertz, 2007a; s. auch Debatte in der Zeitschrift »Erwägen, Wissen, Ethik« 2007). »[D]ie Einheit qualitativer Methoden [war] kaum je mehr (...) als eine Opposition zur standardisierten Sozialforschung« (Hirschauer et al., 2019, S. 93). Keller (2014) beobachtet einerseits einen »Trend zur Re-Positivierung qualitativen Forschens« (Abs. 22) aufgrund institutioneller und wissenschaftspolitischer Rahmenbedingungen. Andererseits wird im Sinne eines neuen Theorismus dafür plädiert, Theorien in den Mittelpunkt zu stellen (Baur & Knoblauch, 2018).

Neue Bewegungen. Insgesamt diagnostiziert Reichertz (2017) der qualitativen Sozialforschung vordergründig eine »klare Erfolgsgeschichte« (S. 73), die sich in ihrer Ausdifferenzierung und Ausdehnung auf alle Disziplinen und fast alle Fragestellungen niederschlägt, ohne dass sich ein gemeinsames Curriculum mit fixierten Standards qualitativer Sozialforschung herausgebildet hätte. Dahinter zeige sich eine Vielzahl von neuen Verfahren, Datensorten, Interpretationsverfahren und Akteur:innen, die Durchlässigkeit der Grenzen zwischen quantitativem und qualitativem Paradigma sowie deren Durchmischung sowie das kollaborative Einbeziehen von Beobachteten in die Forschung. Analytisch identifiziert Reichertz (2017, 2019) folgende Bewegungen innerhalb der qualitativen / interpretativen Sozialforschung:

- ▶ Im Hinblick auf den Gegenstand qualitativer Sozialforschung entwickelte sich der Fokus vom Subjekt über den kollektiven Diskurs hin zu Praxen und Praktiken sowie Artefakten, Gerüche, Atmosphären und deren Handlungs- und Kommunikationsmacht. Ausgelotet werden auch die Grenzen des Sozialen und der Kommunikation sowie Prozesse und übersituative Entwicklungen.
- ▶ Bei der Erhebung und Auswertung von Daten zeigt sich eine »Mediatisierung der Wissenschaft« (Reichertz 2017, S. 77), videobasierte Daten werden verstärkt zu Forschungszwecken, neue Techniken zur Erfassung und Analyse von Kommunikation genutzt.
- ▶ Auf theoretischer Ebene zeichnet Reichertz (2017) die Entwicklung »vom sinnhaften Handeln des Einzelnen über die Interaktionspraxis menschlicher Akteure hin zu der Praxis der Interaktion menschlicher wie nichtmenschlicher Akteure, also auch vom Einzelnen zur Gruppe und dann hin zu Mensch-Maschine-Netzwerken« (Reichertz 2017, S. 77).
- ▶ Für die konkrete Forschungsarbeit diagnostiziert Reichertz (2017) die »Ablösung der Methoden von ihrer methodologischen Begründung« (S. 77), verbunden mit einer zunehmend technisch unterstützten Analyse.
- ▶ In Bezug auf das Selbstverständnis und die Kosten beobachtet Reichertz (2017) eine zunehmende Ökonomisierung und Konkurrenz der Forschenden untereinander sowie die Entwicklung von »teuer und langsam zu quick and cheap« (S. 79).

- ▶ Die Zunahme von kollaborativen Formen wissenschaftlichen Arbeitens, Transdisziplinarität und Partizipationsforschung (s. Abschn. 11.7) charakterisiert Reichertz (2017, S. 79) als »von oben verordnete Partizipation«, weil nicht die Selbstermächtigung von Subjekten im Vordergrund steht, sondern die Aktivierung von Innovationsreserven, die Beschwichtigung von Bedenken oder die Beschaffung von Akzeptanz.
- ▶ Schließlich stellt Reichertz (2017) eine verstärkte Reflexion der Forschungspraxis sowie eine gesteigerte Sensibilität für die Subjektivität der Forschenden fest.

Reichertz (2017) macht diese tiefgreifenden Veränderungen der qualitativen und interpretativen Sozialforschung an drei Entwicklungen fest: Erstens sind durch neue Medien der Datenaufzeichnung und Datenanalyse neue Bereiche des Sozialen zugänglich, zweitens haben sich Personen und Organisationen auf das »Beforschtwerden« eingestellt und gehen strategisch damit um, drittens wird qualitative / interpretative Sozialforschung als kommunikatives Handeln mit den Beforschten und der Gesellschaft verstanden.

Verhältnis zur quantitativen Sozialforschung. An vielen Stellen ist die Bereitschaft festzustellen, zu einer systematischen Klärung der gemeinsamen Problemstellungen unterschiedlicher Paradigmen beizutragen. Reichertz (2007a, S. 196) diagnostiziert hier eine »neue Verträglichkeit« von erwachsen und selbstbewusst gewordener quantitativer und qualitativer Sozialforschung. Anders fällt das Urteil von Kelle (2008) aus, nach dessen Ansicht die aktuelle Methodendebatte zwei unterschiedliche Formen annimmt: »einerseits eine offensiv-konfrontative Form, die von manchen Autoren ironisch als ›Paradigmenkrieg‹ bezeichnet wird, und andererseits die Form des gegenseitigen Aus-dem-Weg-Gehens, wobei gegenseitige Einflussphären abgegrenzt werden, in denen man ungestört voneinander Forschungsziele, Methoden und Kriterien für gute Forschung entwickeln kann« (Kelle, 2008, S. 14).

Bemühungen bezüglich einer Integration von qualitativer und quantitativer Sozialforschung und eines Vorantreibens der Methodendiskussion wurden von Kelle (2008) sowie Schulz und Ruddat (2008) unternommen. »Der gegenwärtige Stillstand der Methodendiskussion hat nachteilige Wirkungen nach innen und nach außen: auf der einen Seite werden die Chancen, die eine wechselseitige Kritik für eine Fortentwicklung und Verbesserung methodischer Instrumentarien bieten kann, nicht genutzt. Auf der anderen Seite ist es nach außen nur schwer vermittelbar, wieso sich Sozialwissenschaftler seit mehr als 80 Jahren nicht darüber einigen können, welches die angemessenen Methoden zur Erforschung der Phänomene in ihrem Gegenstandsbereich sind« (Kelle, 2008, S. 294). Integrationsbemühungen setzen voraus, quantitative und qualitative Methoden nicht als prinzipiell unvereinbare Untersuchungsverfahren, sondern als sich ergänzende Alternativen im Feld empirischer Forschung zu begreifen (s. Kap. 5).

Kritik wird an der in Teilen unsachlichen und vereinfachenden Debatte um die holzschnittartig dargestellten Differenzen zwischen qualitativer und quantitativer Sozialforschung geübt (Baur & Knoblauch, 2019). Baur und Knoblauch (2019) vertreten die These, dass »der hochemotional und stark simplifizierende Paradigmenstreit insofern Teil des Problems ist, als dass die Positionen des jeweiligen ›anderen‹ Lagers oft rhetorisch so stark überspitzt werden, dass verschiedene methodologische Probleme ver-

menget werden, die in der Geschichte der Theorie- und Methodologie-Debatte separat behandelt wurden und entweder gar nichts oder nur bedingt etwas mit der Unterscheidung zwischen qualitativer und quantitativer Forschung zu tun haben« (Baur & Knoblauch, 2019, S. 446). Deshalb handle »es sich bei qualitativer und quantitativer Sozialforschung keineswegs um zwei grundsätzlich unterschiedliche sozialwissenschaftliche Forschungsmethodologien (...), denn bei allen Unterschieden gibt es doch entschiedene Gemeinsamkeiten« (Baur & Knoblauch, 2019, S. 455). Als Gemeinsamkeiten sehen Baur und Knoblauch (2019), dass sowohl qualitative als auch quantitative Sozialforschung interpretativ sein können, Verstehen ein elementarer Bestandteil von Sozialforschung sei, Erklären und Verstehen aufeinander bezogen seien sowie in beiden Richtungen von einer Differenz zwischen Daten und sozialer Wirklichkeit ausgegangen werde. Mit Blick auf die Organisation des Forschungsprozesses kann für Baur (2019) die Unterscheidung zwischen qualitativer und quantitativer Sozialforschung nicht aufrechterhalten werden.

Sowohl Baur und Knoblauch (2019) als auch Hitzler (2016, 2020) unterscheiden zwischen interpretativer und qualitativer Sozialforschung, wenn auch aus unterschiedlicher Perspektive. Auf der einen Seite wird die Entstehung und Notwendigkeit der interpretativen Sozialforschung als Folge der Veränderungen in der modernen Gesellschaft, wie der Wandel von Kommunikationsformen und dadurch produzierten Daten auf Basis zahlreicher neuer Technologien im Kontext der Mediatisierung, gesehen und bleibe nicht auf die qualitative Sozialforschung beschränkt, sondern müsse auf die quantitative Sozialforschung ausgeweitet werden (Knoblauch et al., 2018). Gemeinsamkeit interpretativer und quantitativer Sozialforschung sei, »dass alle Sozialforschenden standortgebunden und deshalb die Welt perspektivisch, selektiv und relational auffassen; ihre Theorien sind zudem an Wünsche, Interessen und Bedürfnisse gebunden« (Baur & Knoblauch, 2019, S. 447). Auf der anderen Seite zieht Hitzler (2016, 2020) eine Differenz zwischen an Verstehen interessierter interpretativer und normorientierter qualitativer Sozialforschung, wobei letztere sich an der Logik standardisierter Sozialforschung orientiere, aber sowohl die dortigen Standards repräsentativer Stichprobenziehung als auch die reflexiven Standards der Einzelrekonstruktionen interpretativer Sozialforschung verfehle. Interpretative Ansätze seien gekennzeichnet durch die Prinzipien der Sinnrekonstruktion, der Reflexivität des Verstehens, der künstlichen Dummheit und der absichtsvollen Langsamkeit (Hitzler, 2016). Mey (2016) widerspricht der vereinheitlichenden Sicht auf qualitative Sozialforschung, indem er die zunehmende Vielfalt und Ausdifferenzierung von Ansätzen und Verfahren hervorhebt, die einen sinnverstehenden Zugang zu unterschiedlichen Wirklichkeiten wählen. Er unterscheidet dabei vier Forschungsperspektiven mit jeweils unterschiedlichen Erkenntniszielen, theoretischem Rahmen, Erhebungs- und Auswertungsmethoden sowie Anwendungsfeldern

- »(a) die Rekonstruktion der ›Sicht der Subjekte‹,
- (b) die Beschreibung von sozialen Milieus und sozialen Praktiken / Handlungen,
- (c) die Untersuchung von ›handlungsleitenden Strukturen‹ und schließlich
- (d) die (Re-)Konstruktion historisch und sozial vortypisierter Deutungsarbeit« (Mey, 2016, S. 186)

und fordert eine Rückbesinnung auf die zentralen Prinzipien qualitativer Forschung der Offenheit, Fremdheit und Kommunikation. Nach Flick (2016) inkludiert der Begriff der qualitativen Sozialforschung sehr unterschiedliche Ansätze und trägt zu deren Etablierung bei.

Um die jeweiligen Eigenarten der beiden Vorgehensweisen – quantitativer Sozialforschung auf der einen und qualitativen Verfahren auf der anderen Seite – besser begreiflich zu machen, sollen im Folgenden mit dem Mittel der idealtypischen Kontrastierung beide Richtungen mit ihrem metatheoretischen Hintergrund charakterisiert werden. Die Kritik an den herkömmlichen quantitativen Ansätzen, die zur Basis jener Prinzipien wurde, die sich die qualitative Sozialforschung heute selber zuschreibt, bietet sich als Einstieg an.

2.1 Kritikpunkte an der traditionellen quantitativen Sozialforschung

Bis zur Mitte der 1960er Jahre wurde die Qualität der empirischen Sozialforschung vielfach daran gemessen, inwieweit sie sich dem von den Naturwissenschaften übernommenen Modell nähern konnte. Müller (1979) charakterisiert diese Übereinstimmung auf der wissenschaftstheoretisch-methodologischen Ebene als »Festhalten am Postulat der Einheitswissenschaft (...) verbunden mit der Verpflichtung auf das Hempel-Oppenheim-Schema der wissenschaftlichen Erklärung, meist in seiner probabilistischen Version (...) und an der strikten Trennung von Gewinnungs-, Begründungs- und Verwendungszusammenhang« (S. 12).

Gegen diese Grundposition und die dahinter stehenden wissenschaftstheoretischen Basisüberlegungen (Prim & Tilmann, 1973) wurde besonders im sog. Positivismusstreit (Adorno et al., 1980), vor allem von Vertreter:innen einer kritisch-dialektischen Gesellschaftstheorie, Kritik formuliert (Bogumil & Immerfall, 1985). Aber es gab auch im Bereich der analytischen Wissenschaftstheorie selbst wichtige Einsichten in den Problemcharakter empirischer Aussagen, z. B. die von Kuhn (1967) und Feyerabend (1975) vertretene These der Theoriebeladenheit aller Beobachtungsaussagen. Diese wurden in den 1970er Jahren von den Anhänger:innen des qualitativen Paradigmas in kritischer Absicht aufgegriffen und gegen die analytische Richtung als Ganze verwendet.

Die gegenüber quantitativer Sozialforschung vorgebrachten Vorwürfe entwickelten sich aus verschiedenen Quellen. Eine quantifizierende Verfahren befürwortende Perspektive unterstützt durch ihre eigene Methodenkritik die Angriffe gegen die etablierten Methoden (Kriz, 1981). Ohne der Vielfältigkeit der vorgebrachten kritischen Überlegungen gerecht werden zu können, sollen einige zentrale Kritikpunkte gegenüber den traditionellen Forschungsansätzen kurz benannt werden. Girtler (1984) fasst die vier Hauptargumente gegen eine naturwissenschaftlich ausgerichtete positivistische Soziologie und Ethnologie zusammen:

- (1) Soziale Phänomene existieren nicht außerhalb des Individuums, sondern sie beruhen auf den Interpretationen der Individuen einer sozialen Gruppe, die es zu erfassen gilt.

- (2) Soziale Tatsachen können nicht vordergründig als objektiv identifiziert werden, sondern sie sind als soziale Handlungen von ihrem Bedeutungsgehalt her bzw. je nach Situation anders zu interpretieren.
- (3) Quantitative Messungen und ihre Erhebungstechniken können soziales Handeln nicht wirklich erfassen; sie beschönigen oder verschleiern eher die diversen Fragestellungen. Häufig führen sie dazu, dass dem Handeln eine bestimmte Bedeutung untergeschoben wird, die eher die der Forschenden als die der Handelnden ist.
- (4) Das Aufstellen von zu testenden Hypothesen vor der eigentlichen Untersuchung kann dazu führen, den Handelnden eine von ihnen nicht geteilte Meinung oder Absicht zu suggerieren oder aufzuoktrozieren.

Diese vier Kritikpunkte an der quantitativ-standardisierenden Vorgehensweise werden in dem folgenden Beispiel dargestellt.

■ Beispiel • Unterschiedliche Bedeutungen von »weiß nicht«

Ein Kreuz hinter der Antwortalternative »weiß nicht« in einer schriftlichen Befragung kann sehr Unterschiedliches und meist nicht eindeutig Feststellbares bedeuten:

- ▶ Die befragte Person weiß die richtige Antwort auf die gestellte Frage tatsächlich nicht.
- ▶ Die befragte Person weiß mit der Frage überhaupt nichts anzufangen, weil sie sie vielleicht nicht versteht.
- ▶ Die befragte Person hat keine Lust, über die Beantwortung der Frage nachzudenken.
- ▶ Die befragte Person kann ihre Antwort nicht in das vorgegebene Kategorienschema einordnen.
- ▶ Die befragte Person möchte nicht antworten und die Unwilligkeit hinter angeblichem und sozial akzeptiertem Nichtwissen verbergen.

Folgen für die Forschung. Das seinem Anspruch nach naturwissenschaftlich-positivistische Forschungsvorgehen trägt demnach kaum dazu bei, menschliches Handeln konsequent zu erfassen: »Es werden zwar bei den konventionellen Verfahren Zahlen und Prozentzahlen in großer Menge angeboten, es wird jedoch kaum gezeigt, wie der Mensch wirklich handelt und wie seine Interpretationen des Handelns aussehen« (Girtler, 1984, S. 26f.). Verfechter:innen qualitativer Methoden sollten die quantitative Sozialforschung jedoch nicht eindeutig ablehnen, selbst wenn sie sich gegen den Mythos der Quantifizierbarkeit oder die Gesetzmäßigkeit sozialen Handelns wenden. Girtler erklärt hierzu: »... was aber nicht heißen soll, dass ich für bestimmte Fragestellungen die Quantifizierung der Daten bzw. Statistiken nicht für wichtig halte, so z. B. bei der Feststellung von Delikthäufigkeiten, Arbeitslosenraten usw. Jedoch: um den Regeln des ›typischen‹ sozialen bzw. kulturellen Handelns auf die Spur zu kommen, bedarf es der [qualitativen;

Anmerkung der Autor:innen] Methoden« (Girtler, 1984, S. 12 f.). Die grundsätzlichen Einwände machen die Abwendung von bzw. die Skepsis gegenüber den quantitativen Methoden erklärlich. Mehr und mehr fanden qualitative Verfahren, wie Intensivinterviews, Gruppendiskussionen, teilnehmende Beobachtungen etc., bei einem multimethodischen Vorgehen und bei Methodenkombinationen, die auf die Integration verschiedener Merkmale des Forschungsgegenstandes abzielen, Eingang in die empirische Forschung (Witzel, 1982).

Die von Girtler vorgebrachten allgemeinen Kritikpunkte an der konventionellen, quantitativ-standardisierenden Sozialforschung werden noch ergänzt und differenziert werden, wobei sich wegen der Verschränktheit der Kritikpunkte Redundanzen ergeben. Erläutert werden im Weiteren folgende Kritikpunkte:

- (1) Restringierte Erfahrung
- (2) Verhältnis von Theorie, Empirie und Realität
- (3) Herrschaftsstabilisierung
- (4) Primat der Methode
- (5) Messfetischismus
- (6) Instrumentalisierung als Intersubjektivität
- (7) Naturwissenschaft als Vorbild
- (8) Subjekt als Objekt
- (9) Scheinobjektivität der Standardisierung
- (10) Forscherperspektive als Korsett
- (11) Methodologie und Forschungsrealität
- (12) Distanz der Forschenden zum Gegenstand
- (13) Ausblendung des Forschungskontextes
- (14) Messartefakte

Die pragmatische Aufgliederung erfolgt aus didaktischen Gründen. Schwierigkeiten aus der Anwendung quantitativer Forschungsmethoden ergeben sich meist auf allen theoretischen und praktischen Ebenen des Forschungsprozesses oder wirken sich zumindest auf sie aus. Daher erstreckt sich die Kritik auf alle Bereiche, sodass die meist interdependente und auf alle Ebenen durchgreifende Kritik nur analytisch aufgegliedert werden kann. Mit der Klassifikation der Kritikpunkte ist keine hierarchische Differenzierung gemeint. Auch die Genese der Kritikpunkte ist aus der Position qualitativer Sozialforschung nicht immer eindeutig zu entscheiden.

(1) Restringierte Erfahrung

Die quantitative Sozialforschung und die dahinter stehende wissenschaftstheoretische Position des Positivismus vertritt das Konzept einer restringierten Erfahrung. Die Restriktion wirkt dabei in zweifacher Hinsicht:

Fokus auf das Gegebene. Das wissenschaftliche Erkenntnisinteresse und der Bereich potenzieller Forschungsgegenstände werden auf das Positive und das tatsächlich Gegebene beschränkt. Damit bleiben nicht unmittelbar ersichtliche Phänomene und das Wesen der Dinge prinzipiell vom Erkenntnisprozess ausgegrenzt. Prototypisch für diesen Ansatz ist die Inhaltsanalyse in der Definition von Berelson (1952), nach der sie sich nur

auf manifeste Inhalte zu beziehen habe. Latente Sinnstrukturen wären aus der Analyse ausgeschlossen.

Vernachlässigung der Erfahrung. Die Erfahrung als Überprüfungs- und Bewährungsinstanz wissenschaftlicher Aussagen wird in der quantitativen Forschung eingeschränkt. Zulässig zur empirischen Prüfung von Hypothesen sind nur die Erfahrungsdaten, die in irgendeiner Form standardisierbar (quantifizierbar) und damit intersubjektiv nachvollziehbar sind. Common Sense und lebensweltlicher Erfahrungsschatz der untersuchten Gesellschaftsmitglieder bleiben als Quelle, Gegenstand und Verifikationskriterium wissenschaftlicher Erkenntnis ausgeschlossen. Das Verhältnis von Theorie und Erfahrung sollte aber nicht auf die nachträgliche Überprüfung hypothetischer Sätze durch restringierte (eingeschränkte) Erfahrung reduziert werden. Unter restringierter Erfahrung versteht man die Überprüfung von Hypothesen und Theorien im Sinne kontrollierter und reproduzierbarer (Einzel-)Beobachtungen, wodurch die vorgängige, d.h. vorwissenschaftlich oder lebensgeschichtlich erworbene Erfahrung ausgeschaltet wird (Fuchs et al., 1978). Genau diese Erfahrung kann und soll aber auch Gegenstand sozialwissenschaftlicher Forschung sein.

Umsetzung in der Forschungspraxis. Filstead (1979a) weist in diesem Zusammenhang auf den großen Abstand hin, den Sozialforschende zum Objektbereich ihrer Wissenschaft einhalten. Dies führt zur Vertiefung des Grabens zwischen Soziolog:innen und empirisch arbeitenden Sozialforschenden: »Wir entfalten technische Spezialisierungen und denken dabei kaum daran, ob sie eigentlich dazu taugen, die Realität der empirischen sozialen Welt zu erfassen. Der wachsende Trend zur Quantifizierung hat zu einem verminderten Verständnis der empirischen sozialen Welt geführt (...) Wenn sie menschliches Verhalten besser verstehen wollen, müssen die Soziologen, statt einen immer größeren Abstand von den Phänomenen der empirischen sozialen Welt herzustellen, in direkten Kontakt mit ihr treten« (S. 30). Qualitative Sozialforschung ist nicht zuletzt der Versuch, den restringierten Erfahrungsbegriff der quantitativen Sozialforschung zu überwinden. »Ihre Forderung nach Öffnung der Forschung für das Alltagsbewusstsein, ohne bei einer unreflektierten Replikation des Alltagsbewusstseins stehen zu bleiben, und nach empathischer Rekonstruktion der sozialen Realität belegen dies recht deutlich« (Bogumil & Immerfall, 1985, S. 107).

(2) Verhältnis von Theorie, Empirie und Realität

Verdopplung der Realität. Weil sich die herkömmliche empirische Sozialforschung nur für die vermeintlich objektiven gesellschaftlichen Tatbestände interessiert und deren Wahrnehmung durch die Gesellschaftsmitglieder als Ausdruck eines wahren Bewusstseins begreift, nimmt sie die Begleiterscheinungen fälschlich für die Sache selbst (Adorno, 1957a). Damit dupliziert sie in ihrer Hypothesenbildung das bereits verdinglichte Bewusstsein der Untersuchten und zementiert die ideologische Verblendung des gesellschaftlichen Zusammenhangs. Diese Verdoppelung der Realität greift umso mehr, als die Hypothesen bereits vorab formuliert werden und so die Vorurteile der Forschenden in die Konzeption des Gegenstandsbereichs einfließen, bevor dieser sich in seiner Eigenart entfalten kann. Den Phänomenen, die untersucht werden sollen, wird die wis-

senschaftliche Vorstellung von der Wirklichkeit aufgedrängt, obwohl diese Wirklichkeitskonzeption das verdinglichte Bewusstsein der Gesellschaftsmitglieder bereits reproduziert. Damit schließt sich der Zirkel der ideologischen Verblendung und der analytische Durchblick auf die Sache selbst und die gesellschaftliche Totalität wird in ihrer wahren Objektivität verbaut.

Theorie und Empirie. Eng mit den gerade beschriebenen Mechanismen hängt der Vorwurf der Theorielosigkeit gegen die Sozialforschung zusammen. »Eine grundlegende Arbeit über die Gesellschaft, in der Soziologen ihre Tätigkeit ausüben und die ihre Tätigkeit in näher zu bestimmender Weise beeinflusst, ist in den wenigsten Forschungsarbeiten zu finden (...) In aller Regel bleiben sogar die Hinweise auf eine Theorie über das jeweils untersuchte Teilgebiet abrißhaft. Forschungsmethoden werden oft als ›atheoretische‹ Werkzeuge betrachtet« (Müller, 1979, S. 12). Mertons Konzept der Theorien mittlerer Reichweite will bei begrenzten Forschungsbereichen zwischen Theorie und Empirie vermitteln (Merton, 1969). Die damit verbundene Partialisierung ist von der Hoffnung getragen, dass sich die räumlich bzw. zeitlich begrenzten Theorien einmal zu einer umfassenderen Theorie der Gesellschaft zusammenfügen lassen. Bislang erscheint die Erfüllung dieser Hoffnung jedoch sehr fraglich und es scheint, als hätte sich dieser Kritikpunkt kaum auf die Forschungspraxis ausgewirkt. Auch wenn fallweise die Verbindung von soziologischer Reflexion und gesellschaftlicher Realität verwirklicht wurde, gründet sich die Kritik nicht auf einen kritischen, gesellschaftstheoretischen Alternativentwurf (Müller, 1979). In einer eingehenden Kritik der standardisierenden Forschungs- und Messverfahren zeigten Cicourel (1970), Berger (1974) und Kreppner (1975), dass der komplexe und prozessuale Kontextcharakter der sozialwissenschaftlichen Forschungsgegenstände kaum durch eine normierte Datenermittlung zu leisten ist und stattdessen situationsadäquate, flexible und die Konkretisierung fördernde Methoden notwendig sind. Allerdings nennen die Autoren keine systematisch entwickelten und erprobten Alternativen. Einerseits müssen methodologische Kriterien entwickelt und gegenüber dem Quasi-Monopol traditioneller Verfahren legitimiert werden, andererseits kommen qualitative Methoden nur schwer über den Status bloßer heuristischer Instrumente hinaus: »Sie gelten als vorwissenschaftlich und sind entsprechend wenig ausgefeilt. Mangels eindeutiger Kriterien wird so in den Methodenlehrbüchern die Ausgestaltung des qualitativen Untersuchungsablaufes der Findigkeit und Risikobereitschaft des Forschers überlassen« (Witzel, 1982, S. 10). Genaue Anleitungen und Handlungsanweisungen zur Durchführung qualitativer Forschungsprojekte oder Methoden würden zwar ein Bedürfnis von insbesondere unerfahrenen Forschenden beantworten, widersprechen jedoch weitgehend den Prinzipien qualitativer Sozialforschung.

(3) Herrschaftsstabilisierung

Die in der standardisierten Sozialforschung betriebene Verdopplung der Realität durch die Übernahme der ideologisch verzerrten Wahrnehmungsformen und die damit einhergehende Reproduktion des verdinglichten Bewusstseins besitzt eine herrschaftsstabilisierende Funktion. »Die vorherrschenden Verfahren zur Untersuchung sozialen Bewußtseins (...) sind zugeschnitten auf die Erfassung von Bewußtsein, das mit bestehenden Herrschaftsverhältnissen konform geht« (Berger, 1974, S. 11). Allgemeiner lässt

sich der Vorwurf der Herrschaftsstabilisierung wie folgt fassen: Da die quantitative Sozialforschung wegen ihrer Methodologie die vorgefundenen Fakten naiv und direkt interpretiert und die Kritik solcher Fakten in der Methodologie ausgeschlossen ist, werden die jeweils bestehenden Verhältnisse erhalten und stabilisiert. Die Kritik bestehender Zustände ist in dieser Position nicht Aufgabe der Wissenschaftler:innen. Aber auch die methodologische Absicht, historische Gesetzmäßigkeiten zu finden, trägt ein konservativ-stabilisierendes Element in sich. Gesellschaftliche Ordnungen, Bedingungen und Verhältnisse bleiben so erhalten. Unter Bedingungen des Spätkapitalismus bedeutet dies eine Stabilisierung der kapitalistischen Verhältnisse. Aus einer kritischen Perspektive wird dem entgegengehalten, dass dabei der Bote für die böse Kunde, die er bringt, haftbar gemacht wird und der Einwand somit auf eine Verwechslung von Ursache und Wirkung zurückzuführen sei (Bogumil & Immerfall, 1985).

(4) Primat der Methode

Das einmal ausgebildete methodische Instrumentarium wird bei der quantitativen Sozialforschung zur Verfolgung der verschiedensten Fragestellungen immer wieder herangezogen, ohne auf die Eigenart der Forschungsgegenstände Rücksicht zu nehmen. Die zu untersuchende Wirklichkeit ordnet sich den vorhandenen Untersuchungsmethoden unter. Dieser Primat der Methode über die Sache verhindert eine angemessene und gültige Erfassung der interessierenden Sachverhalte. In der quantitativen Forschungspraxis verselbstständigt sich ein bestimmter Methodenapparat gegenüber den Sachen und die Universalität des gesellschaftlichen Zusammenhangs kommt nicht zum Ausdruck (Adorno, 1956). Der Methodenapparat wird nicht an die Eigenart und Qualität der Gegenstände angepasst, sondern die Untersuchung gesellschaftlicher Phänomene wird nach den vorhandenen Forschungsmethoden festgelegt und die Gegenstände werden der vorgegebenen Methode angepasst bzw. verdinglicht. Die Auswahl der Forschungsgegenstände richtet sich dabei mehr nach den verfügbaren Verfahrensweisen als nach der Wesentlichkeit des Untersuchten. In diesem Sinne schreibt Adorno: »Die Dinghaftigkeit der Methode, ihr eingeborenes Bestreben, Tatbestände dingfest zu machen, wird auf ihre Gegenstände, eben die ermittelten subjektiven Tatbestände übertragen, als ob diese an sich dingfest wären« (Adorno, 1972, S. 514).

Subjekt zu Objekt. Man könnte sogar behaupten, es würde nur das untersucht werden, was vermeintlich mit den verfügbaren Methoden und der zugrunde liegenden Methodologie ausreichend exakt erfasst werden kann. Andere Forschungsfragen werden ausgeschlossen, anstatt sie zum Anlass zu nehmen, adäquate Methoden für sie zu entwickeln. Da das Schwergewicht der traditionellen Sozialforschung bei der Methode liegt, die auf einen Gegenstand angewandt wird, ist die Angemessenheit der Methode zumindest gefährdet. Gerade die Berücksichtigung der Struktur, die untersucht werden soll, erlaubt kein abstraktes Methodenset oder allgemeine Instrumentarien, sondern eine Methode, die aus und an dem Gegenstand entwickelt wird. Dies impliziert, dass Individualität und Einzigartigkeit des Objekts als Subjekt berücksichtigt werden.

Die mit der traditionellen Sozialforschung einhergehende und notwendige Folge der Faszination vom Gesetz der großen Zahl (alles über einen Leisten schlagen) lässt die

Quantität vor die Qualität treten. Dieser Vorwurf leitet unmittelbar zum Problem des quantitativen Messens über.

(5) Messfetischismus

Umformung und Interpretation. Die Vernachlässigung qualitativer Aspekte in der quantitativen Sozialforschung läuft parallel mit dem oft zu beobachtenden Messfetischismus. Der Hauptvorwurf gegenüber der herkömmlichen Methodologie lautet, die Messproblematik in den Sozialwissenschaften entweder erst gar nicht angemessen zu begreifen bzw. die falschen Lösungswege einzuschlagen, wenn Messfehler vermieden werden sollen (Kreppner, 1975). Bei der Messung werden kommunikative Erfahrungen zu Daten umgeformt (Habermas, 1967). Da es uninterpretierte Erfahrungen nicht gibt, stellt der Umformungsprozess des Messens selbst eine Interpretation dar. Die Forschenden greifen bei der Interpretation ihrer Beobachtungen, also bei der Zuordnung von Zeichen zu Erfahrungen nach bestimmten Messregeln, auf ihr alltagsweltliches Vorverständnis zurück, ohne allerdings diesen Rückgriff auf den Common Sense deutlich zu machen (Cicourel, 1970). Damit wird zum einen die Problematik der Messoperation nicht erkannt. Zum anderen werden die impliziten (Interpretations-)Regeln, die dieser Operation zugrunde liegen, nicht ausgewiesen. Weder die intersubjektive Nachvollziehbarkeit der Messung noch deren Kritisierbarkeit – beides Forderungen der methodologischen Konzeption – sind gegeben.

Tausch- und Gebrauchswert. Von historisch-materialistischer, also gesellschaftstheoretischer Seite her kommend, wird der Messfetischismus mit anderer Argumentation angeprangert: »Die Vorherrschaft der Tauschwerte über die Gebrauchswerte verlangt in den positiven Sozialwissenschaften den Rückgriff auf elaborierte Meßtechniken, den Primat der strikten Quantifizierung über die Rücksicht auf die Eigenschaften der Sachverhalte selbst« (Ritsert, 1971, S. 62). Für Ritsert verkörpert die Neigung, höhere Messniveaus zu wählen, als sie den Daten bzw. der Sache selbst entsprechen, die Interessen des Systems von Warenproduktion und Warentausch der gegenwärtigen, kapitalistischen Gesellschaft.

(6) Instrumentalisierung als Intersubjektivität

Da Intersubjektivität als wissenschaftlich-methodologisches Prinzip gefordert wird, versucht man innerhalb der quantitativen Verfahren, die Einflüsse der Forschenden und des Erhebungsinstruments auf die Ergebnisse so weit wie möglich zu reduzieren bzw. zu eliminieren. Aus einer kritischen Perspektive lassen sich bei einem solchen Vorgehen diese Einflüsse aber nicht eliminieren, weil die Involviertheit der Forschenden in den Forschungsprozess ein unumgehbarer und notwendiger Faktor der Ergebnisproduktion sei. Daher beschränken die Quantitativen mit einer immer weitergehenden Instrumentalisierung der Erhebungsmethoden einen falschen Lösungsweg, weil er die Abhängigkeit der Methode vom zu untersuchenden Gegenstand und die substanzielle Verstrickung der Forschenden in den Prozess der Untersuchung leugne.

Versteht man den Forschungsablauf als kommunikative Beziehung zwischen Forschenden und Forschungsobjekt, so ergibt sich die Intersubjektivität nicht aus der Standardisierung der Methoden, sondern aus der Anpassung der Methoden an das in-

dividuelle Forschungsobjekt sowie der Verständigung und dem Verstehen zwischen Forschenden und Forschungsobjekt. Dadurch wird das Forschungsobjekt zum Forschungssubjekt.

Wenn man die theoriegeleitete Datenproduktion der quantitativen Sozialforschung betrachtet, leitet sich aus dem Primat der Methode ab, dass die messtheoretischen Implikationen der Methoden nur generalistisch und kaum gegenstandsbezogen gesehen werden. Dies führt zu dem Missverständnis, die Befunde als mit der sozialen Realität übereinstimmend zu begreifen, obgleich sie sehr stark instrumentenproduziert sind. Messartefakte entstehen, wenn die Instrumente nicht im sozialen Kontext ihrer Anwendung gesehen werden. Die herausgestellte Intersubjektivität ist noch lange kein Wahrheitsbeweis.

(7) Naturwissenschaft als Vorbild

Methodologie und Methoden der Sozialwissenschaften orientieren sich in ihrer quantitativ-empirischen Ausrichtung am naturwissenschaftlichen Vorbild. Dort geht es um allgemeine Gesetzmäßigkeiten bzw. nomologische Aussagen, die Erklärungen, Prognosen und technologische Anweisungen ermöglichen. Kennzeichnend für die naturwissenschaftliche Methodologie ist aber die »Isolation (Vorgänge werden aus ihrem Zusammenhang herausgelöst und einzeln bearbeitet; anders herum formuliert, Problemkomplexe werden – analytisch – zergliedert), Mathematisierung (der durch Experiment und Beobachtung gewonnenen Erfahrung) und Reproduzierbarkeit der Ergebnisse durch Wiederholung von Beobachtung und Experiment« (Konegen & Sondergeld, 1985, S. 25).

Diese Position wird den Sozialwissenschaften nicht gerecht: Ihr Analysegegenstand ist der in einem sozialen Kontext lebende und handelnde Mensch, das soziale Individuum, dessen Handeln mit Sinn, mit Bezug auf andere versehen ist. Dieses Handeln muss verstanden werden. Somit bedarf seine wissenschaftliche Analyse einer anderen Methode. Die naturwissenschaftlichen und zum Gegenstand der Analyse gemachten Phänomene müssen eben erklärt werden. Verstehen – im Sinne einer Erfassung ihrer Motivation – ist nicht möglich. Nicht die generelle, hinter dem Handeln vermutete Gesetzmäßigkeit, die es so nicht gibt, sondern die für das Verstehen notwendigen Motive sind entscheidend. Die geisteswissenschaftliche Methode des Verstehens ist realitätsgerechter und dem sozialwissenschaftlichen Gegenstand angemessen.

(8) Subjekt als Objekt

Interaktionspartner:innen. Von der naturwissenschaftlichen Methodologie müssen sich die Sozialwissenschaften unterscheiden, weil ihr Gegenstand nicht naturwissenschaftliche Objekte, sondern menschliche Subjekte sind. Die quantitative Sozialforschung behandelt aber durch ihre standardisierten Methoden individuelle Menschen als Objekte, als pure Datenlieferant:innen. Dies wäre jedoch nur dann methodologisch zu akzeptieren, wenn »der Sozialwissenschaftler, das forschende Subjekt, den sozialen Tatbeständen, den zu erforschenden Objekten, so distanziert und gleichsam neutral gegenüber treten könnte, wie der Naturwissenschaftler den natürlichen Objekten« (Konegen & Sondergeld, 1985, S. 27), was unmöglich ist. Die quantitative Sozialforschung übersieht, dass

ihre Forschungsobjekte im Forschungsprozess als aktiv handelnde und kompetente Interaktionspartner:innen auftreten. Sie sind Expert:innen für die zu untersuchenden Fragen. Wegen dieser Eigenschaft sind sie ausgewählt worden und dadurch erlangen sie Bedeutung. Sie sind »als gleichberechtigte Partner ernst zu nehmen. Kriterium der Wissenschaftlichkeit von Aussagen ist ihre Handlungsrelevanz, nicht Entsubjektivierung« (Bogumil & Immerfall, 1985, S. 69).

Soziale Beziehung. Die von Forschenden in der quantitativen Sozialforschung geforderte Distanz und Neutralität müssten in den Sozialwissenschaften umgekehrt die Objekte den Forschenden und Forschungsmethoden entgegenbringen, was nicht gewährleistet ist. Sowohl Forschende als auch die Untersuchten sind im Forschungsprozess soziale Subjekte, die in gegenseitiger Orientierung und Anpassung aneinander handeln. Die Untersuchten sind nicht (nur) Datenträger:innen, sondern stehen im Forschungsprozess in einer sozialen Beziehung zu den Forschenden. Auf dieser Beziehung baut gerade die Aktions- bzw. partizipative Forschung auf (Haag, 1972; Moser, 1975; Unger, 2014). Sie zu negieren oder zu vernachlässigen, bedeutet nach Auffassung qualitativer Forschender, auf die Kooperation der Untersuchten geradezu zu verzichten (Bogumil & Immerfall, 1985). Während herausgestrichen wird, dass die qualitative Sozialforschung die Subjekthaftigkeit der Forschungsobjekte stärker berücksichtigt, kommen Bogumil und Immerfall bei ihrer Analyse (sie beziehen zusätzlich den Historischen Materialismus und die Kritische Theorie mit ein) zu einem tendenziell anderen Befund: »Wir meinen, hier festhalten zu können, daß den Sehweisen trotz aller Unterschiede das Bild des Subjekts gemeinsam ist: ein hilfloses, das trotzdem noch handelt und sich nicht nur verhält. Wir möchten dies als partielle Subjekthaftigkeit bezeichnen« (Bogumil & Immerfall, 1985, S. 104).

(9) Scheinobjektivität der Standardisierung

Aus einer der quantifizierenden Sozialforschung gegenüber kritischen Perspektive wird die von ihr verlangte Objektivität in Daten und Interpretation als Scheinobjektivität bezeichnet, weil durch eine Standardisierung der Verfahren die geforderte interpersonale Synonymität nicht gewährleistet werden könne. Standardisierung der Bedeutungen ist etwas anderes als Standardisierung von Aussagen oder Handlungen. Gleiche Phänomene können unterschiedlich interpretiert werden. Die quantitative Sozialforschung will alle Erhebungssituationen standardisieren, z. B. eine Befragung, um eine Vergleichbarkeit in der Analyse und Interpretation herzustellen. Dies geht an der Realität vorbei: Zunächst bleibt es bei der Absicht, weil in der Forschungsrealität jedes Interview tatsächlich anders abläuft. Wichtiger jedoch ist die Tatsache, dass selbst bei (unterstellten) gleichen Situationen die Perzeptionen und Deutungen der Handelnden sehr unterschiedlich ausfallen können, was aber wegen der Standardisierung keine Berücksichtigung findet. »Die ›präzisen, genau definierten Beobachtungsmethoden‹ eines Forschers produzieren leicht etwas, das mit der normalen Lebenssituation eines Probanden nichts mehr zu tun hat« (Polsky, 1973, S. 71). Durch die qualitativen Methoden »gelingt es jedoch, die soziale Wirklichkeit, wie sie die Menschen tatsächlich sehen – und nicht wie sie der Soziologe sieht –, ›objektiv‹ darzustellen« (Girtler, 1984, S. 40). Empi-

rische Forschung ist nur dann fruchtbar, wenn sie die Perspektive der Untersuchten aufnimmt.

(10) Forscherperspektive als Korsett

Beim quantifizierenden Vorgehen der empirischen Forschung nach der naturwissenschaftlich orientierten Methodologie und nach dem Kritischen Rationalismus formulieren die Forschenden vor Untersuchung des sozialen Feldes Hypothesen, die sie mit der empirischen Erhebung testen möchten. »Dies würde bedeuten, den Handelnden etwas aufzuzwingen, was sie vielleicht gar nicht ihrem Handeln zugrundegelegt haben« (Girtler, 1984, S. 25).

Reduktion der Erkenntnisse. Die Hypothesen und die sich anschließenden Operationalisierungen legen beim quantitativen Vorgehen fest, was für die Untersuchung relevant ist und wie es erfasst wird. Somit wird nur das erhoben, was die Forschenden noch vor Kenntnis des Objektbereichs für sinnvoll und notwendig erachtet. Die Perspektiven und die Relevanzsysteme der betroffenen Untersuchungsobjekte können jedoch ganz andere sein. Die Forschenden werden sie nie erfahren, weil sie den zu untersuchenden Subjekten ihre Vorstellungen mit dem standardisierten Instrument aufoktroieren. »Ein Gesprächsteilnehmer in einem unstrukturierten Interview wird wahrscheinlich eher eine Entdeckung provozieren, indem er etwas Unerwartetes sagt, als ein Teilnehmer, der uns eine von sechs vorkodierten Antworten in einem Fragebogen ankreuzen kann« (Becker & Geer, 1979a, S. 159).

Motivationsverlust. Die wichtige Frage, ob quantifizierende Sozialforschende ihren Untersuchungsgegenstand durch ihre theoretischen Vorüberlegungen und Hypothesen erst so konstituieren, wird in der quantitativen Sozialforschung vernachlässigt. Das Aufoktroieren der Forscherperspektive kann sich z. B. beim standardisierten Interview wegen der als asymmetrisch empfundenen Interaktionsbeziehung ungünstig auf die Motivation der Befragten auswirken. Girtler (1984) geht davon aus, dass dann auf Gültigkeit zu hoffen ist, wenn das Interview für die Alltagswelt der Befragten bedeutsam und emotionales Engagement vorhanden ist. Allein aus forschungspraktischen Gründen kann somit gegen die Verwendung standardisierter Befragungstechniken argumentiert werden. Dies wurde bereits erkannt, sodass sich auch in den konventionellen Lehrbüchern Empfehlungen finden, ein allzu starres Abfragen zu vermeiden und ein standardisiertes Interview durch offene Fragen aufzulockern, weniger zum Informationsgewinn als vielmehr zur Motivationserhaltung.

Trotz dieser eher technischen Feinheiten bleibt das Grundsatzproblem erhalten. Die These von der Theoriebeladenheit aller Beobachtungen und Aussagen kollidiert sogar mit dem objektivierenden Anspruch einer nomologisch-deduktiven und empirisch-analytischen Wissenschaftsphilosophie und dadurch mit der quantitativen empirischen Sozialforschung.

(11) Methodologie und Forschungsrealität

»Methodologische Ergebnisse können nur dann für die Lösung der konkreten Probleme des Sozialwissenschaftlers fruchtbar werden, wenn sie auch tatsächlich angewendet werden. Dies geschieht jedoch heute relativ selten und oft selbst dann nicht, wenn man

prinzipiell nicht skeptisch bezüglich der Bedeutung methodologischer Fragen ist« (Opp, 1970, S. 11). Für die quantifizierende Sozialforschung ist an dieser Situation problematisch, dass aus der Diskrepanz zwischen methodologischen Forderungen und empirischer Forschungspraxis keine Konsequenzen gezogen werden. Weder werden die methodologischen Postulate bezweifelt noch ergeben sich Veränderungen im Forschungshandeln. Das Nachdenken über dieses Auseinanderklaffen von Anspruch und Wirklichkeit in der quantitativen Sozialforschung hat nicht dazu geführt, das Verhältnis von Methodologie und Objektbereich zu überprüfen. Vielmehr wird an Symptomen kuriert, z. B. werden die Methoden »verbessert«, ohne grundsätzlich den spezifischen Gegenstand der Sozialwissenschaften zu reflektieren.

Wissenschaftstheoretiker:innen als Metatheoretiker:innen und Sozialforschende als Theoretiker:innen oder Praktiker:innen kommunizieren offenbar zu wenig miteinander. Und »weil die allgemeine Beurteilung praktizierter methodischer Prinzipien jedoch Sache der Wissenschaftstheoretiker ist, die ihre Aufgabe abgelöst von konkreten Problemen angewandter Methodologie erfüllen, bleibt die vorherrschende Sozialforschung gegen eine radikale Kritik ihrer Methoden weitgehend abgesichert« (Berger, 1972, S. 11). Wissenschaftstheoretiker:innen und Methodolog:innen beschäftigen sich oft nur theoretisch-abstrakt mit Sozialforschung. Praktische Erfahrungen haben die wenigsten gesammelt. Daher gehen methodologisch-normative Forderungen nicht selten an der Forschungsrealität vorbei (Lamnek, 1981), während die Grundsätze qualitativer Forschung sich deutlich aus dem konkreten Forschungsalltag ableiten lassen. Aber auch soziologische Theorien stützen die methodologische Position der qualitativen Sozialforschung, wenn sie auf den Forschungsprozess angewandt werden.

(12) Distanz der Forschenden zum Gegenstand

Durch die Standardisierung der Erhebungsmethoden glauben manche Forschenden, dass sie sich nicht in das Untersuchungsfeld begeben müssen: Formal-methodisch geschulte Interviewende oder Beobachtende nehmen ihnen die (lästige) Arbeit ab. Den Forschenden bleibt der Gegenstand fremd und ihre Interpretationen gehen möglicherweise an der Realität vorbei. »Wir entfalten technische Spezialisierungen und denken dabei kaum daran, ob sie eigentlich dazu taugen, die Realität der empirischen sozialen Welt zu erfassen. Der wachsende Trend zur Quantifizierung hat zu einem verminderten Verständnis der empirischen sozialen Welt geführt (...) Wenn sie menschliches Verhalten besser verstehen wollen, müssen die Soziologen, statt einen immer größeren Abstand von den Phänomenen der empirischen sozialen Welt herzustellen, in direkten Kontakt mit ihnen treten« (Filstead, 1979a, S. 30). Die theoretischen und methodologischen Erwartungen der quantitativen Sozialforschung fordern geradezu die für die sozialwissenschaftliche Erkenntnis hinderliche Distanz zwischen Forschenden und Beforschten. Die soziale Welt der Untersuchten bleibt daher verborgen. Sie einzubeziehen ist aber notwendige Voraussetzung sozialwissenschaftlicher Arbeit. Die qualitative und die quantitative Sozialforschung haben also unterschiedliche Auffassungen über die Gestaltung der Relation zwischen Forschungssubjekt und Forschungsobjekt vor, im und nach dem Forschungsprozess. Die soziale und kommunikative Beziehung wird metho-

dologisch jeweils anders gefasst, woraus unterschiedliche Erkenntnischancen und -restriktionen resultieren.

(13) Ausblendung des Forschungskontextes

Die Datenerhebung als soziale Interaktion wird beim quantitativ-standardisierten Vorgehen unabhängig vom situativen Kontext gefasst. Die Erhebungssituation soll standardisiert sein. »Unter der Voraussetzung eines normativen Paradigmas gelten deshalb die kommunikativen Rahmenbedingungen der Forschung lediglich als Randbedingungen; das Problem wird darin gesehen, wie die zu untersuchenden Variablen gegenüber diesen Randbedingungen isoliert werden können, damit die Veränderungen der abhängigen Variable den Einwirkungen der unabhängigen Variable zugeschrieben werden können« (Zedler & Moser, 1983, S. 125). Tatsächlich weist auch die quantitative Sozialforschung darauf hin, dass der Forschungskontext in den gegenseitigen Determinationen des Handelns von Forschenden und Untersuchten gesehen werden muss. Stichworte hierzu sind Reaktivität, Hawthorne- und Rosenthaleffekt. Solche Phänomene betrachtet man als Störvariablen, die eliminiert werden müssen, während die qualitative Sozialforschung den Forschungskontext als prinzipielle Voraussetzung von Erhebung, Analyse und Interpretation berücksichtigt. Aus der Sicht qualitativer Methodologie muss bezweifelt werden, ob auf quantitativ-methodologischer Basis gewonnene Informationen zutreffend sein können. Es genügt nicht, Methoden und Situationen zu standardisieren. Vielmehr kommt es darauf an, die situativ und nicht normativ determinierte Informationsproduktion in deren Interpretation einzubeziehen. Nur so kann der Sinn von datenproduzierenden Handlungen verstanden werden.

(14) Messartefakte

Hier rücken eher methodisch-technische Schwierigkeiten empirischer Sozialforschung ins Blickfeld, die sich meist im praktischen Forschungsprozess lokalisieren lassen, wiewohl ihre Interdependenz mit den schon angesprochenen Problemen nicht zu leugnen ist. Kriz (1981) als kritischer, quantifizierender Methodologe beleuchtete insbesondere das Problem der Forschungsartefakte und erstellte eine immanente Methodenkritik empirischer Sozialforschung.

Es gibt im Grunde zwei ungeplante und damit meist unberücksichtigte Einflussfaktoren auf die konkreten Forschungsergebnisse, die das Ideal einer geplanten, kontrollierten und objektiven empirischen Sozialforschung erschüttern.

- (1) Die Forschenden gestalten durch ihre Entscheidungen für bestimmte Untersuchungsaspekte, Erhebungsschritte, Analysemodelle etc. ihren Untersuchungsgegenstand. Sie unterlaufen also ihre Annahme eines objektiv und unabhängig Vorgefundenen.
- (2) Die Untersuchten als Erkenntnissubjekte und die Forschenden bilden ihre Wirklichkeit, können also nicht als reine Objekte im Sinne der Naturwissenschaften aufgefasst werden. Untersuchende und Untersuchte treffen in der Erhebungssituation in einem sozialen Prozess aufeinander. Aspekte dieser von Kriz so bezeichneten Metainteraktion wurden bereits auf methodologischer Ebene angeschnitten. Dage-

gen bezieht sich der Begriff der Forschungsartefakte auf die Problematisierung des methodischen Vorgehens in der Sozialforschung (Kriz, 1981).

Quellen. Unter Forschungsartefakte fallen alle fehlerhaften Forschungsergebnisse, die durch unterschiedliche Störfaktoren im Forschungsprozess bedingt sind. Diese Störfaktoren können sowohl in der Erhebungssituation als auch in der Weiterverarbeitung wirksam werden, während der Datenerhebung bzw. der Datenauswertung. Viele Forschungsartefakte kommen durch persönliche Unzulänglichkeiten der Forschenden oder eine ungenügende methodologische Ausbildung zustande und könnten z. B. durch eine verbesserte Interviewerschulung reduziert werden. Die grundsätzliche Unfähigkeit der Forschenden, sich vom interaktiven und kommunikativen Forschungsprozess zurückzuziehen, bleibt als Hauptargument gegen die Möglichkeit einer Objektivierung und Quantifizierung jedoch nach wie vor gültig. Die Eliminierung sozialer Interaktionskomponenten im Forschungsprozess kann zum einen nicht absolut geleistet werden und geht zum anderen eventuell nur auf Kosten der adäquaten Erfassung sozialer Einstellungs- und Handlungsmuster sowie der Interpretationsleistungen der Handlungspartner:innen im Forschungsprozess.

■ Wichtig

Zentrale Einwände gegen eine quantifizierend-objektivistisch verfahrenende Sozialforschung sind

- ▶ die symbolische Vorstrukturiertheit des soziologischen Gegenstandsbereichs,
- ▶ der interaktive Prozess zwischen Forschenden und Erforschten,
- ▶ das Vorhandensein einer von Forschenden und Erforschten möglicherweise gemeinsam geteilten Alltagskultur und Lebenswelt und
- ▶ das Wirksamwerden einer unter den gleichen Bedingungen ebenfalls gemeinsam geteilten Common-Sense-Rationalität.

Viele Kritikpunkte an der traditionellen empirischen Sozialforschung sind vor allem durch die philosophische Hermeneutik Gadamers (1975) auf der einen Seite sowie eine phänomenologisch begründete Lebensweltanalyse (Husserl, 1950; Schütz, 1974) bzw. die ebenfalls phänomenologisch / hermeneutisch und sprachphilosophisch beeinflussten Positionen (Symbolischer Interaktionismus, Ethnomethodologie; Winch, 1958; Cicourel, 1970; Garfinkel, 1967) auf der anderen Seite geprägt. Eine qualitative Sozialforschung, die sich auf diese Positionen beruft, ist gekennzeichnet durch die Schlagworte

- ▶ Kommunikation,
- ▶ Verstehen,
- ▶ Subjekt und
- ▶ Lebenswelt.

Diese Punkte werden später behandelt. Wesentliche Kritikpunkte werden von den (meta)theoretischen Positionen der Phänomenologie und Hermeneutik beige-steuert. Daher sollen deren zentrale Ansatzpunkte unter weitergehender theoretischer Perspektive und positiv im Kapitel 3 formuliert werden.

■ Fazit • Beurteilung der Kritikpunkte

Bei der Beurteilung der bislang herausgearbeiteten Kritikpunkte an der quantifizierend arbeitenden Sozialforschung muss bei jedem einzelnen Problembereich berücksichtigt werden,

- ▶ ob die genannten Probleme überhaupt als Fehlerquellen zu werten sind oder nicht vielmehr als unumgehbare, tolerierbare oder sogar erwünschte Effekte betrachtet werden können, z. B. die Reaktivität des Untersuchungsobjektes bei der Aktionsforschung;
- ▶ ob die Problemquellen und die daraus sich ergebenden Unangemessenheiten des Vorgehens eindeutig und allein bei der quantitativen Sozialforschung verortet werden können;
- ▶ ob die qualitative Sozialforschung die der quantitativen Sozialforschung gegenüber vorgebrachte Kritik vermeiden und die daraus zu folgernden Konsequenzen selbst einlösen kann.

2.2 Zentrale Prinzipien qualitativer Sozialforschung

Auf der Basis der Kritik an der quantitativen Sozialforschung ist der methodologische Gegenentwurf qualitativer Sozialforschung besser zu begreifen. Im Laufe der kritischen Auseinandersetzung mit konventionellen Verfahren und dem Versuch der praktischen Umsetzung eigener Vorstellungen haben sich verschiedene Prinzipien herauskristallisiert, die man in ihrer Zusammenfassung als die Programmatik qualitativer Sozialforschung verstehen kann. Die wesentlichsten Prinzipien sollen kurz behandelt werden:

- ▶ Offenheit,
- ▶ Forschung als Kommunikation,
- ▶ Prozesscharakter von Forschung und Gegenstand,
- ▶ Reflexivität von Gegenstand und Analyse,
- ▶ Explikation und
- ▶ Flexibilität.

2.2.1 Offenheit

Das Prinzip der Offenheit erklärt sich aus dem Unbehagen an einer Sozialforschung, die aufgrund standardisierter Erhebungsinstrumente und vorab formulierter Hypothesen nur die Informationen aus dem Forschungsfeld aufnehmen und produktiv verarbeiten

kann, die nicht vorab durch das methodische Filtersystem ausgesiebt worden sind. Diese informationsreduzierende Selektion ist besonders bei hoch standardisierten Erhebungstechniken anzutreffen, wenn etwa vorformulierte Antwortkategorien die vorhandene Informationsbereitschaft der Befragten abwürgen. Demgegenüber plädieren die Vertreter:innen einer primär qualitativ orientierten Vorgehensweise dafür, den Wahrnehmungstrichter empirischer Sozialforschung so weit wie möglich offen zu halten, um auch unerwartete und dadurch instruktive Informationen zu erhalten (s. Abschn. 4.8.8). »Offenheit bedeutet in dieser Präzisierung, nicht vorweg das untersuchte Feld mit fixen Hypothesen zu überziehen, es bedeutet, offen für das möglicherweise Neue zu sein und zu bleiben. Offenheit in der qualitativen Forschung heißt jedoch nicht, dass Forscher / innen im Hinblick auf den untersuchten Gegenstand, die Methodologie und die Methode, bewusst ›dumm‹ bleiben, sich vorab also nicht informieren« (Reichertz, 2009, Abs. 27; dazu auch Hitzler, 1991). Diese Grundhaltung gegenüber (1) den Untersuchungspersonen inklusive ihrer individuellen Eigenarten, (2) der Untersuchungssituation sowie (3) den anzuwendenden Methoden soll der informationsreduzierenden Selektion hochstandardisierter Erhebungstechniken entgegenwirken, z.B. durch vorformulierte Antwortkategorien.

■ Wichtig • Offenheit

- ▶ Die Explorationsfunktion der qualitativen Sozialforschung wird betont, die bei der Anwendung standardisierter Techniken vernachlässigt wird.
- ▶ Auf eine Hypothesenbildung ex ante wird verzichtet (Hoffmann-Riem, 1980), da häufig vor der Hypothesenbildung keine ausreichende Vorstrukturierung des Forschungsgegenstands erfolgt.
- ▶ Qualitative Sozialforschung versteht sich im Gegensatz zur quantitativen Vorgehensweise nicht als Hypothesen prüfendes, sondern als Hypothesen generierendes Verfahren. Der Hypothesenentwicklungsprozess ist bei qualitativen Projekten erst mit dem Ende des Untersuchungszeitraums vorläufig abgeschlossen. Im Untersuchungsprozess selbst sind Forschende gehalten, so offen wie möglich gegenüber neuen Entwicklungen und Dimensionen zu sein, die dann in die Formulierung der Hypothesen einfließen können.

2.2.2 Forschung als Kommunikation

Die methodische Verzögerung einer theoretischen Strukturierung des Forschungsgegenstandes durch ein Hypothesensystem entspricht dem angeführten Prinzip der Offenheit. Dazu passt die Einsicht des qualitativen Ansatzes, dass Forschung als Kommunikation zu denken ist, vor allem als Kommunikation und Interaktion zwischen Forschenden und zu Erforschenden. Während nach herkömmlicher Auffassung der Einfluss dieser Interaktionsbeziehung als Störgröße auf das Resultat der Untersuchung

gilt, die durch Verfeinerung der Methode und durch Standardisierung beseitigt werden soll, begreift die qualitative Seite die Kommunikation zwischen Forschenden und Beforschten als konstitutiven Bestandteil des Forschungsprozesses (Küchler, 1983) und Voraussetzung des Research Act (Denzin, 1978). Zum Verständnis von Forschung als Kommunikation gehört auch das Bewusstsein, dass die Sicht der Wirklichkeit perspektivenabhängig ist: »Der kommunikative [qualitative; Anmerkung der Autor:innen] Sozialforscher behandelt das informierende Gesellschaftsmitglied als prinzipiell orientierungs-, deutungs- und theoriemächtiges Subjekt« (Schütze, 1978, S. 118). Mit dem Wechsel der Perspektive ändert sich auch das, was als *wirklich* gilt.

■ Wichtig • Kommunikation

- ▶ Qualitative Forschung wird verstanden als Kommunikation zwischen Forschenden und zu Erforschenden, deren Interaktionsbeziehung konstitutiver Bestandteil des Forschungsprozesses ist (Küchler, 1983).
- ▶ Es existiert keine theorieunabhängige Beobachtungsaussage, weil die Theoriebeladenheit sich in allen Beobachtungsaussagen zeigt. Dies gilt auch für die Ausführungen der Untersuchten (theoriemächtige Subjekte dank Alltagstheorien; Dewe, Ferchoff & Sünker, 1984).
- ▶ Der kommunikative Prozess des gegenseitigen Aushandelns der Wirklichkeitsdefinitionen zwischen Forschenden und Erforschten rückt in den Mittelpunkt des Interesses.
- ▶ Die forschungsspezifische Kommunikationssituation ist möglichst weit an die kommunikativen Regeln des alltagsweltlichen Handelns anzunähern (Hoffmann-Riem, 1980; zum Dialogkonzept Kleining, 1982).

2.2.3 Prozesscharakter von Forschung und Gegenstand

In der qualitativen Methodologie wird der Forschungsprozess als Kommunikationsprozess begriffen. Dies hat weitreichendere Implikationen als nur die Konzeption von Forschung als Kommunikation, da auch die Prozesshaftigkeit sozialer Phänomene wesentlich zu berücksichtigen ist. Die Prozessualität ist dabei sowohl dem Forschungsakt zu unterstellen, der als Kommunikation und damit als Interaktionsprozess begriffen wird, als auch dem Forschungsgegenstand selber. Die Prozesshaftigkeit sozialer Phänomene gilt auch für den Forschungsgegenstand, da Deutungs- und Handlungsmuster eine gewisse kollektive Verbindlichkeit besitzen (Hopf, 1982). Ein zentrales Anliegen der qualitativen Sozialforschung betrifft den Prozess von Reproduktion, Modifikation und Deutung von Handlungsmustern. Die sozialen Akteur:innen konstituieren durch diese Muster die Wirklichkeit und sie sollen daher dokumentiert, analytisch rekonstruiert und durch das verstehende Nachvollziehen erklärt werden.

■ Wichtig • Prozesscharakter

- ▶ Qualitative Sozialforschung betrachtet die Verhaltensweisen und Aussagen der Untersuchten als prozesshafte Ausschnitte der Reproduktion und Konstruktion sozialer Realität. Sie sind keine statischen Repräsentationen eines unveränderlichen Wirkungszusammenhangs.
- ▶ Das Prinzip der Prozessualität soll die wissenschaftliche Erfassung des Entstehungszusammenhangs sozialer Phänomene gewährleisten.
- ▶ Als prozesshaft gelten der Forschungsgegenstand und der Akt des Forschens selbst, der die Kommunikation zwischen Forschenden und Informant:innen voraussetzt. Die Involviertheit der Forschenden ist konstitutiver Bestandteil des Forschungsprozesses und damit auch des Ergebnisses dieses Prozesses.

2.2.4 Reflexivität von Gegenstand und Analyse

Die Reflexivität wird wie die Prozessualität im Forschungsgegenstand und im Forschungsakt vermutet. Bei der Analyse nimmt das Reflexivitätsprinzip die Form einer Forderung an. Für den Analysegegenstand, die untersuchten sozialen Phänomene und Prozesse, erklärt sich die Reflexivität aus der theoretischen Konzeptualisierung des Gegenstandsbereichs selbst. Im interpretativen Paradigma der Soziologie wird den Bedeutungen von menschlichen Verhaltensprodukten eine prinzipielle Reflexivität unterstellt – seien sie nun sprachlicher (Symbole, Deutungen, Sprechakte) oder nonverbaler Natur (Gesten, Handlungen usw.). Dadurch ist jede Bedeutung kontextgebunden und jedes Zeichen Index eines umfassenderen Regelwerks (Indexikalität). Da jede Bedeutung reflexiv auf das Ganze verweist, wird die Bedeutung eines Handelns oder eines sprachlichen Ausdrucks nur durch den Rekurs auf den symbolischen oder sozialen Kontext seiner Erscheinung verständlich. Nach der hermeneutischen Zirkularität von Sinnzuweisung und Sinnverstehen setzt ein Verständnis der Einzelakte ein Verständnis des Kontextes voraus. Die Zirkularität des Forschungsgegenstandes entspricht der Zirkularität der Verstehensleistung (Gadamer, 1975).

■ Wichtig • Reflexivität

- ▶ Im Gegensatz zur linearen Strategie der quantitativen Sozialforschung ist der Einstieg und Beginn bei der qualitativen Analyse prinzipiell beliebig (Kleining, 1982).
- ▶ Eine Reflexivität der Methode setzt eine reflektierte Einstellung der Forschenden wie auch die Anpassungsfähigkeit ihres Untersuchungsinstrumentariums voraus.
- ▶ Für das qualitative Paradigma ist die Beziehung zwischen den Erforschten und den Forschenden kommunikativ und reflexiv (Müller, 1979).

2.2.5 Explikation

Das Prinzip der Explikation ist eher als Forderung, nicht als real praktiziertes Vorgehen im Rahmen qualitativer Sozialforschung zu verstehen. Es bezieht sich auf die wünschbare Erwartung an die Sozialforschenden, die Einzelschritte des Untersuchungsprozesses so weit wie möglich offen zu legen. Nach diesem Prinzip sollen die Regeln dargestellt werden, nach denen die erhobenen Daten – etwa die Texte von Interviews – interpretiert werden bzw. anhand welcher Regeln die kommunikative Erfahrung in Daten umgeformt wird. Das Regelwissen des interpretativen Paradigmas ist meist ein implizites und den Anwender:innen in der Regel nicht bewusst. Da dies auch für die Forschenden gelten muss, ist die Forderung nach Explikation kaum vollständig zu erfüllen.

Wichtig • Explikation

Das Explikationsprinzip ist kein Garant für die Gültigkeit von Interpretationen. Es sichert lediglich die Nachvollziehbarkeit der Interpretation und damit die Intersubjektivität des Forschungsergebnisses.

2.2.6 Flexibilität

Die quantitative Forschung geht im Gegensatz zur qualitativen Vorgehensweise davon aus, dass die zu untersuchende Sphäre des sozialen Lebens bereits hinreichend bekannt und damit eine besondere Offenheit und Flexibilität nicht mehr erforderlich sei. Für explorativ bzw. qualitativ Forschende kommt es dagegen darauf an, den Forschungsprozess so zu entwickeln und zu präzisieren, dass ihr Problem, die Steuerung ihrer Untersuchung, Daten, analytische Beziehungen und Interpretationen aus dem empirischen sozialen Leben entstehen und darin verwurzelt bleiben. Die Exploration ist per definitionem eine flexible Vorgehensweise, bei der Forschende von einer Forschungslinie auf eine andere überwechseln, neue Punkte zur Beobachtung im Verlauf der Untersuchung dazu nehmen und sich in neue Richtungen bewegen, an die vorher gar nicht gedacht wurde. Schließlich verändern sie ihre Definition von dem, was relevante Daten sind, im gleichen Maße wie sie neue Erkenntnisse und ein besonderes Verständnis gewinnen. In Bezug auf diese Dinge steht die explorative Untersuchung im Kontrast mit der verbindlichen und genau umschriebenen Prozedur, wie sie standardisierte Vorgehensweisen erfordern. Die Flexibilität der explorativen Vorgehensweise bedeutet nicht, dass die Untersuchung richtungslos vonstatten ginge; aber es bedeutet, dass der Blickwinkel zunächst weit ist und erst im Verlauf der Untersuchung fortschreitend zugespitzt wird. Es wird eine Orientierung der Erhebungsinstrumente bzw. deren Auswahl und Anwendung an der Problemstellung und der sozialen Realität gefordert – und nicht umgekehrt. Dies gilt insbesondere für die qualitative Sozialforschung, da die standardisierte und starre Vorgehensweise der quantitativ orientierten Methodologie keine Entscheidung hinsichtlich der Relevanz der untersuchten Faktoren ermöglicht.